

Die Kranzjungfer : aus dem Leben einer Geringen [Fortsetzung]

Autor(en): **Huggenberger, Alfred**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **23 (1933)**

Heft 31

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645545>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 31 - 1933 * Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst * 23. Jahrgang
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

Hochsommer. Von Wilhelm Weigand.

Hochsommernacht, Hochsommernacht!
So plötzlich bin ich aufgewacht . . .
Was hat mich leise angeweht?
Ein Atem kommt, ein Atem geht.

Wie flüssig Gold der Springbrunn fällt,
In tiefstem Frieden liegt die Welt
Und breit erquillt des Mondes Licht . . .
Was webt um mich wie ein Gesicht?

Was schwindet dort? Was kommt und geht?
Von fremdem Hauch bin ich umweht,
Gebannt von unnenbarer Macht —
Hochsommernacht, Hochsommernacht!

Die Kranzjungfer. Aus dem Leben einer Geringen. Von Alfred Huggenberger. 2

Die Gemeinschaft vom Glücksklee.

Der sogenannte Kinderfrühling ist nun für die Kranzjungfer vorbei. Von den kleinen Freuden und ungezählten Leiden ist manches vergessen oder in blasse Ferne gerückt. Wohl gab es eine Zeit, wo sie sich noch hin und wieder einmal im Halbschlummer in die Schulbank zurückversetzt sah und schweratmend mit Angst und Kleinsorge rang. Bunt durcheinandergeschachtelte Begebnisse reichten sich blitzartig an Traumfäden auf, verschmolzen zu einem bösen Knäuel, hinter dem, geahnt oder gesehen, der Lehrer Hösli stand, den keine Augenbitte, kein noch so rührend verzogenes Armsündergesicht weich zu machen vermochte.

Aber auch das ist nun überwunden, vom Leben herrisch beiseite geschoben. Der Schatten Schule, der Liesbeths Kindheit verdunkelte, macht ihr nicht einmal mehr in Träumen bang. Der Lehrer Hösli ist in ihren Augen ein ganz kleines Männchen geworden. Wenn sie ihn durchs offene Fenster in der Dachsenstube jassen sieht, so kann es ihr einfallen, er müsse sich vor seiner Herzleere hinter den Taktisch retten. Sie vermag nicht mehr zu verstehen, daß ihr Seelchen diesem hölzernen Gott einmal in gläubiger Verehrung entgegengeblüht hat; damals, als sie, das Schlüsselblumentränzlein im Haar, ihre neue Schultasche mit dem innig gemeinten Wegspruch zum erstenmal durch die verwunderte Dorfstraße trug.

Die böse Prophezeiung des Lehrers, wer in der Schule nichts könne, sei auch nachher in keinen Schuh gut, hat sich zum Glück als falsch erwiesen. Nicht nur bei den Arbeiten

in Feld und Reben, nein, auch als tapferes Hausmütterchen hat sich das gemach in die Mädchenjahre hineinwachsende Kind von Jahr zu Jahr besser bewährt. Sie hat das an einer schweren Kinderkrankheit dahinsiehende jüngste Schwesterchen mit einer Aufopferung gepflegt und betreut, die bei den Nachbarn Staunen erweckte. Und sobald nach dessen Heimgang ihre jüngere Schwester Gertrud dem Haushalt tagsüber zur Not vorstehen konnte, hat sie sich zur Lohnarbeit verpflichtet, mit der leisen Hoffnung im Herzen, damit den Verfall des Hauses aufhalten und vielleicht verhüten zu können. Denn der Wegknecht Gander war durch mancherlei Mißgeschick, noch mehr aber durch eigenes Verschulden, hart an den bösen Rand gekommen. Verärgert durch das Mißlingen seiner Bemühungen um ein zweites Eheglück erlagen seine guten Vorsätze immer häufiger dem willenlosen Selbstbedauern, das sich beim Schoppen einzustellen pflegte; bis seine Lässigkeit sogar den Verlust der leidlich gut bezahlten Straßenwärterstelle herbeizuführen drohte.

Liesbeth schafft seit vier Jahren in der Spinnerei zu Unterberg. Jeden lieben Tag, den der Herrgott werden läßt, macht sie mit ihren drei Gefährtinnen den weiten Weg nach dem Fabrikdorf hinab, das bescheidene Essen im Körbchen verpackt. Nach Feierabend stapft sie, mit der stumpfen Last des Tagwerkes beladen, durch das Immenholz hinauf und an den Wiesenlehnen und Aderzelgen von Wiesbrunn vorbei in das behäbige Bauernnest hinein, das die

vier Fabriklerinnen mit schmäler Achtung empfängt. Immerhin hat sie die Genugtuung erlebt, daß ihre Lohnbägen für das Elternhaus zu einem kleinen Wunderbrünnlein geworden sind. Als sie mit Tränen in den Augen ihren ersten Zahltag auf den Tisch hinlegte, glomm in der beinahe verschütteten Seele ihres Vaters ein Fünklein auf. „Also — das ist jetzt so gemeint“, redete er mit bitterem Selbstvorwurf in den Tisch hinein, „das ist jetzt so gemeint: ein halbes Schulkind muß mich erhalten, und ich windiger Tropf hoch in der Pinte und helf meiner Brut zum Bettelkor hinaus. Weißt, Bethli, ich schäme mich wie ein Hund vor dir. Ich sag aber für einmal nur das: Ich bin noch nicht ganz kaput, ich kann noch, wenn ich will.“

Ein guter Vorsatz ist doch immer besser als gar keiner. Es hat dem Sali Gander zwar noch nicht ganz zur Umkehr gereicht; er ist immer wieder einmal aus dem Geleise geraten. Aber ein freundliches Wort seiner beherzten Tochter ist ihm jeweilen nah gegangen. Er hat wieder geschafft wie ein Roß, so daß ihm mit dem wachsenden Vertrauen der Nachbarn genügend Taglohn- und Waldarbeit zufiel. Auf des Kindes Zureden hat er sogar den Mut aufgebracht, an der Neuhofgant den Hirsacker zu kaufen, an den jetzt bereits drei Teilzahlungen geleistet sind.

D — das wäre für Liesbeth eine liebe Sache, auf dem neuen Acker Kartoffeln auszutun oder Hafer aufzunehmen! Es gäbe wohl den Sommer über auch schönen Verdienst in den Reben. Sie hat im Lärm des dumpfen Arbeitsraumes oft ein bittersüßes Verlangen nach Sonne und Kornduft, nach Wiesenabenden, ganz in den heftigen Würzhauch der Emdschöcklein getaucht. Und doch muß sie das Ackerheimweh klein halten. Das Gelbbächlein der Fabrik ist verlässlich. Sogar Mißwachs und Hagelschlag können es nicht zum Versiegen bringen. Ihre Taufpatin, die einäugige Geißengritte, pflegt ihr etwa mit einem billigen Trostverslein zuzusprechen. „Wer einen Biß vom Sauerapfel nehmen muß, der kann sich nachher mit einer Leberwurst um so besser abfinden. Und habt ihr nicht Tag für Tag euer herrgottenschönes Spaziergänglein?“ Aber den vier Lohngängerrinnen hilft kein Scherz darüber hinweg, daß ihnen auch die täglichen Spaziergänge recht oft zur bitteren Last werden können, besonders bei bösem Winterwetter, wenn dazu die schwere Dunkelheit am Morgen wie am Abend Weg und Sicht verschluckt. Und wie ist es denn um ihre Freuden bestellt, wenn der junge Sommer sein Regiment aufrichtet mit leuchtenden Mohnblumen, mit Wachtelschlag über alle Felder hinaus? Der schwüle Fabriksaal mit den tausend schnurrenden Spindeln will ihnen schier zum Gefängnis werden. Er speit am Abend müde, halbverwelkte Menschentinder aus, verdrossene Seelen, die sich an Sonne und Lärchensang nur langsam und notdürftig aufrichten können.

Heute, wo sie einander längst nichts Neues mehr zu sagen haben, gehen die Gedanken und Gespräche der vier Unzertrennlichen fast jeden Abend den gleichen, eintönigen Weg. Die Unzertrennlichen hat man sie im Dorfe gekauft, oder den Glückflee, obschon es mit dem Glück bei ihnen nicht gar weit her ist. Immerhin füttert jede zuhinterst im Herzen irgend eine Hoffnung, die entweder wie das Wissen um einen geheimen Schatz ängstlich verschwiegen und behütet,

oder aber Tag um Tag an der Hand spazieren geführt und mit Wonne vorgezeigt wird.

Da ist einmal die Mline Räslin, die von der Natur mit einer Wundergabe bedacht worden ist: sie besitzt ein überreiches, kohlschwarzes Haar, das sie beinahe andachtvoll zur Schau trägt, und mit dessen Hilfe sie sich nach ihrer frohen Ueberzeugung später einmal „machen wird“. Es ist ihr Stolz, ihr Tag- und Nachtgedanke, aber auch ihre große Not, weil es ihr leider unmöglich ist, dem Gottgeschenk die ihm zukommende Ehre anzutun. Fast jeden Abend vergießt sie Tränen darüber, daß sie jeweilen in der Eile des Aufbruchs die Spuren des Tagwerkes, die wie Kletten im dichten Lockenwulst nistenden weißen Fadenreste, einfach nicht alle auszukämmen vermag. Fast nur aus diesem Grunde ist sie der Fabrik gram. Sie hört es immer wieder, sie hört es mit Schmerz und mit Wonne: es sei Sünd' und schade um ihr einzig schönes Haar. Dabei ahnt sie nicht einmal, daß das Sprüchlein eigentlich von ihr selber her stammt.

Auf die Wunderwirkung ihrer Haarwildnis baut Mline Räslin ihre reiche Zukunft auf. Sie träumt den Servier-tochtertraum. Zwar ist sie über die Tage der Rosen hinaus. Ein Duzend Jahre sind seit ihrem ersten, zagen Fabrikgang mit gleichgültiger Eintönigkeit an ihr vorbeigeschlitten. Sie hat diese Jahre nie anders, denn als eine Uebergangszeit angesehen. Jetzt ist die Erfüllung nahe. Sie ist für den großen Lebensumschwung reif und breit geworden. Ihre Schwester, die in einer Wirtschaft in Zürich als Kellnerin schon fast wie daheim sein soll, hat ihr geschrieben, es sei zurzeit günstig, sie werde ihr in Balde zu einer erstklassigen Stelle verhelfen.

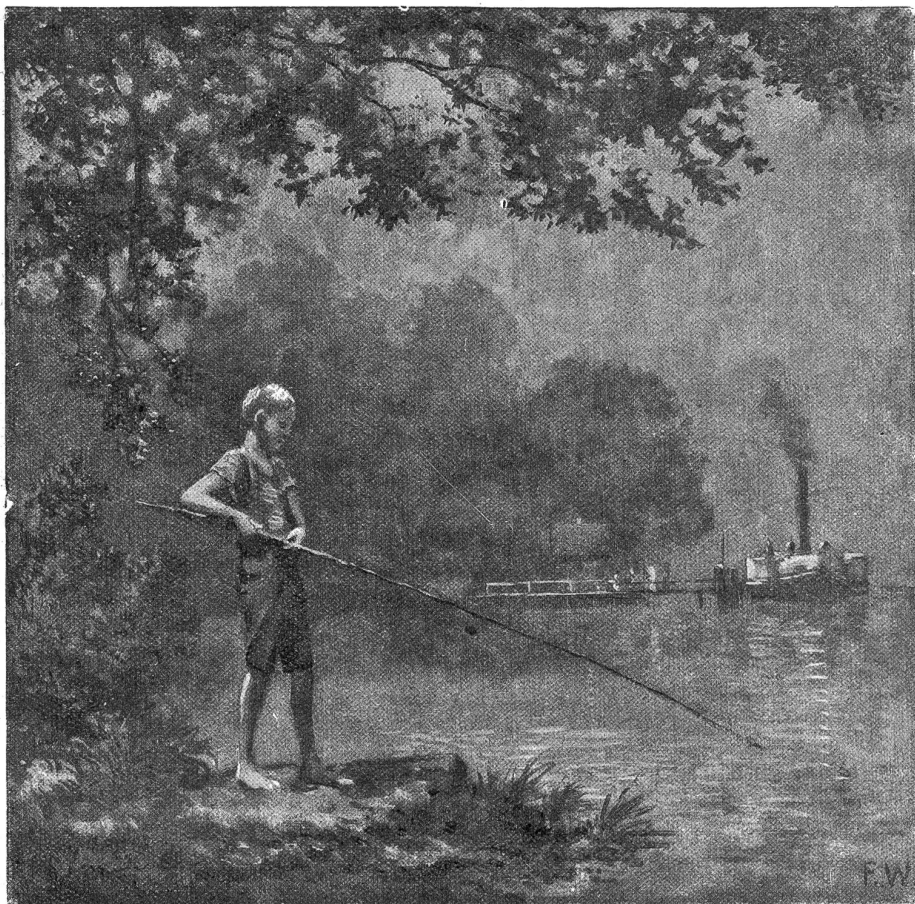
„Das wird nun wohl mein letzter Monat im Geschäft sein“, legt die Hoffnungsreiche allabendlich schon unterm steinernen Torbogen des Fabrikhofes los. Sie sagt immer „Geschäft“, das Wort Fabrik ist ihr noch nie über die Lippen gekommen.

„Dem Geschäft selber tu ich ja nichts“, fügt sie jeweilen wie entschuldigend hinzu, als ob der kahle Riesenbau mit den drei langen Fensterfluchten ihre Rede hätte aufschluden können. „Das Geschäft ist nicht schuld, daß der Aufseher Roß so ein tappiges Gemüt hat. Das spielt bei mir übrigens auch keine Rolle, da müßte er schon bei einer andern anklopfen. Zwei Rappen mehr Stundenlohn könnte man sich ja schon gefallen lassen; aber nicht erst nachher. Und wenn der Hummelbart, der Roß, sogar noch ledig wäre und ich ihn haben könnte wie einen Erdapfel, das gäbe mir keine Minute zu studieren. Meine Schwester hat sich schon schwer gekränkt darüber, daß sie nicht mein schönes Haar hat. Da wollte sie es noch viel weiter bringen, vielleicht sogar zu einer Herrenfrau. In einem Raff wie Wiesbrunn hat man halt keine Ahnung, was es da für Trinkgelder gibt, wenn eine im Schwung ist. Wartet nur, bis mein Haar erst von einer versierten Coiffeuse behandelt wird! Eine Servier-tochter braucht nur fest zu sein, das ist alles. Sie muß das Mannenvolk durchschauen. Nicht bloß die Ledigen; das sind, mit den andern verglichen, die reinsten Engel, sagt meine Schwester, und die kennt sich aus. Ich denk wohl auch: der Roß mit seinen Zutunlichkeiten ist die beste Vorschule für mich. Drum stelle ich mich manchmal so, wie wenn es mir halb und halb recht wäre, halt um herauszubringen, wie er sich

eigentlich den Fortgang denkt. — Wer weiß, der Brief von der Frieda kann zu dieser Stunde bereits auf der Post sein. Dann ade Welt! Ade Geschäft! Unter dem zweitersten Restaurant tu ich es nicht. Ich will gern aus dem Wunder kommen, was die Wiesbrunner für Glozgaugen machen, wenn so ein Hofnarr zufällig seine Nase am mächtigen Ohnenrahmenfenster breitdrückt und mich drinnen in meiner weißen Trägerschürze servieren sieht. Wer weiß, es könnte ja ganz gut der Johann Breitmoser sein, der mich vor einem Jahr gewollt hat. Das Gewerblein ist nicht so übel; vielleicht wäre der Jakob jetzt mein Mann, wenn seine Mutter, das Unmaul, nicht etwas von einer anderthalbstöckigen Haarfrisur herumgepappelt hätte. Die wären noch froh um mich, wenn ich mein Gerstlein erst beieinander habe. Aber dann fällt es mir gar nicht mehr ein, zu heiraten. Hab ich solange auf meine Zukunft gewartet, will ich sie ganz für mich allein haben.“

Susanne Kummer nährt ihr im Verhältnis zur Körperlichkeit der Besitzerin etwas zurückgebliebenes Seelen mit der Gewißheit, daß sie je länger je mehr eine „Partie“ werden wird. Sie hätte als Tochter des Muehlbauern, der im vollen sitzt, nicht nötig, in die Fabrik zu gehen. Aber ihr Vater ist ein Geldaff. „Ein Bagen und wieder ein Bagen, das gibt zusammen zwei“, sagt er. „Wo viel ist, hat noch mehr Platz. Ob eine Person weniger auf dem Gewerbe schafft, das merkt man nicht einmal, wenn es sich die andern um so saurer werden lassen. Wer aber von einem Gelbbach ein Uederchen in seinen Garten richten kann, und tut es nicht, der verflündigt sich an seinen Nachkommen bis ins fünfte Geschlecht.“

Susanne Kummer weiß noch nicht, wann ihre Verdienzeit zu Ende ist. Sie macht das Wesen jahrein, jahraus mit, fest davon überzeugt, daß alles zulezt recht herauskommt, wenn sie sich nur von keinem „blödsinnigen Gedanken“ anstecken läßt. Was der Vater sagt, ist ihr Evangelium; sie müht sich, darnach zu leben, ihr armseliger Tag ist von der Weltlehre ihres Erzeugers wie von einer blendenden Sonne überglüht, vor der nur die Bernunft standhalten darf. Wenn sie zum Reden ausholt, was zwar nicht oft geschieht, dann redet ihr Vater durch ihren Mund: „Mit dem Schönlein fangen die Frauenzimmer nur Salbader und Lorenbuben. Was eine Partie sein will, die muß den Sack vorzeigen können. Je mehr Schiefen, um so besser der Schid, den eine machen kann; denn in diesem Stück ist das normale Mannenvolk hell. Wer eine Partie ist, macht eine Partie. Darum darf eine Ledige, um sich zu verbessern, getrost Leib und Leben aufs Spiel setzen, es macht sich nachher alles bezahlt.“



Im August. (Nach einer Zeichnung von Fritz Widmann.)

Susanne Kummer hat diesem Glauben ihre besten Jahre geopfert, sogar einen kurzen, gewiß sehr törichtigen Liebes Traum. O, jetzt ist auch sie fest davon überzeugt, daß ihre Sinnigung zu dem fecken und anstelligen Friedli Wartmann nebenan ein richtiggehender Blödsinn war; sie kann heute laut von oben herab darüber lachen. Sie dankt dem Herrgott für jeden Tag, an dem sie Geld verdienen und ihre Aussichten mehren kann. O, es ist ja noch alle Zeit! So gar an Wunder, an liebe Wunder darf sie heimlich noch denken. Stellt nicht die Fabrikwage einwandfrei fest, daß sie noch immer das gewichtigste Glied der Gemeinschaft vom Glücksklee ist? Freilich, es ist ja nicht mehr die pralle Mädchenfülle von ehemals, die sie mit innigem Staunen, mit süßem Erschrecken heimlich wachsen und werden sah. Aber es bleibt ihr dennoch die Genugtuung, an den Tanzabenden nie sitzen zu bleiben. Ihr Name, darüber braucht sie nicht im Zweifel zu sein, wird immer neben den ersten genannt, wenn die heiratsfähigen Burschen und deren Berater die Partien in Dorf und Höfen nach ihrem inneren Gehalt abwägen und einschätzen.

(Fortsetzung folgt.)

Hausspruch.

Schwer zu vertragen ist für eines Mannes Magen
Ein Weib, das niemals weiß, wieviel die Uhr geschlagen;
Er hat zu rechter Zeit nicht Früh- noch Abendschmaus,
Und Ordnung fehlt der Welt, weil sie ihm fehlt im Haus.
Rüert.